

Buchbesprechungen

Lenzenweger, Josef: Acta Pataviensia Austriaca. Vatikanische Akten zur Geschichte des Bistums Passau und der Herzöge von Österreich (1342—1378) I. Band: Klemens VI. (1342—1352) = Publikationen des Österreichischen Kulturinstituts in Rom II. Abteilung Quellen 4. Reihe. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Wien 1974, 780 S., 2 Abb.

Als Papst Leo XIII. das Vatikanische Archiv im Jahre 1881 der Öffentlichkeit zugänglich machte, erschloß er der Reichs- und Landesgeschichte einen Fundus von Urkunden- und Aktenmaterial, das bis heute noch bei weitem nicht aufbereitet ist. So sind die Register der päpstlichen Kanzlei nach 1342 für den außerfranzösischen Bereich — sieht man von spärlichen Einzelunternehmungen wie Belgien, die Niederlande, Böhmen und Polen ab — nicht einmal in Regestenform erschlossen, wobei diese Art der Wiedergabe für die wissenschaftliche Arbeit zumeist unbefriedigend bleibt. Der vorliegende Band ist der erste in einer Editionsreihe, die vom Österreichischen Kulturinstitut publiziert und von Josef Lenzenweger betreut wird. In ihr sollen die das alte Bistum Passau und die österreichischen Herzöge betreffenden Einträge in den Registerbänden des Vatikanischen Archivs in der Zeit von 1342 bis 1378 quellenkritisch ediert werden. Band 1, von Lenzenweger selbst bearbeitet und mit einer vorzüglichen historischen Einleitung über die Beziehungen Passaus und Österreichs zur Kurie von Avignon versehen, umfaßt den Pontifikat Papst Klemens VI. Um dem Benutzer einerseits den Registereintrag vollinhaltlich zugänglich zu machen, die Edition andererseits aber nicht mit den stereotyp wiederkehrenden formelhaften Teilen einer Urkunde zu belasten, entschloß sich der Herausgeber, dem Textteil dreißig Formulare voranzustellen, die anhand der hier veröffentlichten Registerinträge erarbeitet wurden. Dies mag auf den ersten Blick kompliziert erscheinen, doch bietet es einmal den Vorteil, daß man sich nicht durch das wortreiche Formular durchlesen muß, um zum Kern vorzudringen; dem geschulten Diplomatiker erwachsen jedoch bei der getroffenen Aufgliederung keine Schwierigkeiten, die Urkunde zu ergänzen. Ein umfangreiches Personen- und Ortsnamenverzeichnis (S. 724—780) erleichtert die Benützung.

Mit der Herausgabe des weithin der Allgemeinheit noch nicht zugänglich gewesenen Quellenmaterials ist die mühsame, aber umso verdienstvollere Basisarbeit geleistet worden, auf der zukünftige Forschungen zur Landes- und Kirchengeschichte Passaus aufbauen können.

P. Mai

Nyberg, Tore: Dokumente und Untersuchungen zur inneren Geschichte der drei Birgittenklöster Bayerns 1420—1570 = Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF Band XXVI zweiter Teil, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1974, 457 S., 9 Abb.

Vor zwei Jahren war Teil eins der Dokumente und Untersuchungen zur Geschichte der drei Birgittenklöster in Bayern erschienen, der neben der sog. Abteilung 1, den Urkunden zum Verhältnis der Klöster zu den Obrigkeiten und Abteilung 2, den Urkunden zum Verhältnis der Klöster zu ihrer Umgebung einen ausgezeichneten Aufriß der historischen Entwicklung der Birgittenklöster in Bayern enthielt (vgl. Besprechung in

Band 113 der Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, 1973, 243). Mit der Herausgabe des zweiten Teiles, der in 45 Nummern (= Urkundennummern 221—245) Urkunden und Akten zum inneren Lebensprozeß der Klöster bringt, hat der Bearbeiter die von ihm konzipierte Gesamtdokumentation für die Jahre 1420 bis 1570 abgeschlossen. Es erübrigt sich fast die Feststellung, daß die Edition auch im Band zwei nichts von ihrer Sorgfältigkeit eingebüßt hat; jeder Urkunde ist ein ausführlicher kritischer Apparat beigelegt, der wenn nötig, auch zu den Editionsgrundsätzen Stellung nimmt. Vorzüglich erarbeitet sind die Orts- und Personenverzeichnisse bzw. das Wort- und Sachverzeichnis, die selbstverständlich beide Bände berücksichtigen. Für den Raum Regensburg und die Oberpfalz interessiert naturgemäß im besonderen die Erwähnung des Klosters Gnadenberg im Landkreis Neumarkt; nicht nur, daß ein namentlich nicht erwähnter Konventuale des Klosters Vorschläge zur Ordensreform macht bzw. die Disziplin des Klosters beanstandet (Nr. 226 und 227), einen Leckerbissen der Briefstilistik des ausgehenden 15. Jahrhunderts bieten die Anleitungen eines Mitglieds des Birgittenklosters Gnadenberg für die Abfassung von Weihnachts- und Neujahrsgrüßen an Freunde und Wohltäter des Klosters.

Die bereits für Teil I gemachte Feststellung, Nyberg habe einen instruktiven und wertvollen Beitrag zur Klostergeschichte Bayerns an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit geliefert, kann auch für den zweiten Teil seiner Edition in vollem Umfang aufrechterhalten werden.

M. Popp

600 Jahre Glockengießerspital Lauf a. d. Pegnitz, erschienen als Bd. XXII in der Schriftenreihe Altnürnberger Landschaft (Schnelbögl), 95 S.

Die Jubiläumsschrift, bestehend aus acht Beiträgen verschiedener Autoren, bringt Bemerkenswertes über die Laufer Stiftung im besonderen und das Spitalwesen im allgemeinen. 1243 erstmals urkundlich erwähnt, fiel Lauf — der Name deutet auf das starke Gefälle der Pegnitz an dieser Stelle — 1268 an die Wittelsbacher. Eine erste Blüte erlebte es unter Karl IV., der es seinem Königreich Böhmen einverleibte und 1355 mit dem Stadtrecht und einer eigenen Münzstätte ausstattete. 1373 kam die Stadt wieder an die Wittelsbacher, 1504 in den Besitz von Nürnberg, wozu sie bis 1806 gehörte.

Das Schicksal des Spitals, eingehend von Karl Koch erforscht, beleuchtet zugleich die Geschichte der Stiftungen in unserem Raum. Das Stiftungsvermögen umfaßte 25 Bauernhöfe und wuchs bis 1541 auf 64 an, mehr als die Stadt Lauf an Grundbesitz aufweisen konnte. Damit ließen sich alle materiellen Bedürfnisse decken. Das Spital war anfangs für 15, später für 25 Insassen bestimmt, soweit sie hilfsbedürftig und für die Stifter zu beten bereit waren. Erst mit dem Aufkommen des frühkapitalistischen Denkens konnten sich Wohlhabende einkaufen.

Seitz sieht die Laufer Stiftung in engem Zusammenhang mit den anderen Spitalgründungen in der Neupfalz durch Karl IV. In keinem der von diesem erworbenen Gebiete gab es damals ein Spital. So wollte er nicht hinter Regensburg, Neumarkt und Amberg zurückstehen, die seit 1159 bzw. 1239 bzw. 1317 ein solches besaßen. Die Gründung des Glockengießerspitals soll auf eine Anregung Karls IV. zurückgehen. Auch die Spitalgründer von Auerbach und Weiden standen zu ihm in enger Verbindung. Ähnlich dürfte — nach Seitz — auch für Sulzbach gelten. Die Spitäler lagen häufig außerhalb der Stadtmauer (z. B. Sulzbach, Auerbach, Weiden) oder wenn innerhalb, dann unmittelbar in der Nähe der Stadtmauer (Lauf, Neumarkt). Die gefällig aufgemachte, reich bebilderte und allgemein verständlich abgefaßte Festschrift ehrt die Großzügigkeit des edlen Stifters Keßler, genannt der Glockengießer, weil er es als solcher zu beachtlichem Wohlstand gebracht hatte, und beweist die Vitalität der Stiftungen bis in unsere Tage.

S. Federhofer

Das „Böhmische Salbüchlein“ Kaiser Karls IV. über die nördliche Oberpfalz 1366/68, hrsg. von Fritz Schnelbögl = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum Band 27. R. Oldenbourg Verlag München Wien 1973. 181 S., 4 Bildtafeln, 1 Karte.

Die nördliche Oberpfalz war in den territorial- und kulturpolitisch hochgesteckten Zielen Kaiser Karls IV. ein, wenn nicht der wesentliche Faktor, seine Expansionspläne nach Westen voranzutreiben (vgl. zuletzt J. Staber, Die Oberpfalz und Niederbayern im Kulturprogramm Kaiser Karls IV. in: VO 109, 1969, 51—62). Die Definition, daß „der Weitblick, die politische Fähigkeit und die Geduld eines der kühnsten Herrscher des europäischen Mittelalters ohne dauernde Wirkung geblieben ist“ widerlegt die vorliegende Edition präzise. Obwohl man die böhmische Machtsphäre historisch gesehen als ein Intermezzo bezeichnen könnte, da sie maximal nicht länger als vier Jahrzehnte währte, prägte sie doch die Wirtschafts- und Sozialstruktur des Landes, ein Aspekt, den Schnelbögl in seinem einleitenden Kapitel sehr gut herausgearbeitet hat. Das besondere Verdienst der vorliegenden Arbeit liegt jedoch in der soliden Aufbereitung des Quellenmaterials, das für jede künftige Siedlungs- und Agrargeschichte der Oberpfalz den Grundstock bilden muß. Sehr zu danken sind dem Herausgeber seine Bemerkungen zu den Natural- und Geldabgaben (S. 46—54). Die immer wieder auftauchende Frage nach den Münz- und Maßwerten des Mittelalters fand hier ihre optimale Beantwortung. Zweifellos ist es nicht ohne Interesse, eine Zusammenstellung der Publikationen des Collegium Carolinum zu erhalten (ohne Seitenzählung), jedoch hätte es nicht zu Lasten eines umfänglicheren Literaturverzeichnisses geschehen dürfen; für den wissenschaftlich interessierten Benutzer ist es schwierig und zeitraubend, die einschlägige Literatur allein aus den Fußnoten erschließen zu müssen. Dies möge als Anregung für künftige Ausgaben in dieser Publikationsreihe dienen, der primäre Wert der hier vorliegenden Edition, einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Oberpfalz im 14. Jahrhundert geleistet zu haben, wird dadurch nicht gemindert.

M. Popp

Herrmann, Friedrich: Jurahöhlen der Oberpfalz = Oberpfälzer Kostbarkeiten hrsg. von Adolf J. Eichenseer. Verlag Friedrich Pustet Regensburg 1976. 98 S., davon 20 Bildtafeln und zahlreiche Skizzen.

Nach Haus und Stadel, Burgen und Schlössern will der nun erschienene Band auf Kostbarkeiten in der Oberpfalz aufmerksam machen, die einmal nicht von Menschenhand geschaffen sind sondern ein Werk der Natur: die weitverzweigte Höhlenlandschaft im großen Kalk- und Dolomitenstock des Weißjura. Erfafßt wird das Gebiet um Regensburg, Etterzhausen bis Velburg und nordwestlich von Sulzbach-Rosenberg zwischen Trondorf und Steinamwasser, doch nur dreißig der rund 380 bekannten Höhlen der Oberpfalz werden beschrieben. Das Auswahlprinzip geschah nach zwei sehr einleuchtenden Gesichtspunkten, einmal solche, die, wenn auch heute nicht mehr zugänglich, aufgrund der in ihr gemachten Funde, Berühmtheit erlangt haben (so die Räuberhöhle bei Waltenhofen, die seit der Würmeiszeit bis in die Neuzeit von Menschen aufgesucht war), und Höhlen, die einfach und gefahrlos zu begehren sind. Gerade letzteres Kriterium ist nur dankenswert zu begrüßen, denn „Höhlen haben für viele Menschen eine magische Anziehungskraft“ und der vorliegende Band will ja schließlich nicht professionelle Höhlenforscher ansprechen, sondern den Wanderer, den Touristen auf Naturschönheiten aufmerksam machen. Die Übersichtskarte der beschriebenen Höhlen (S. 21) hätte vielleicht nach begehren und geschlossenen Höhlen differenziert werden können. Der Beschreibung der einzelnen Höhlen geht eine populärwissenschaftliche Einführung voraus, die dem unbedarften Laien doch einen ersten

Einstieg in die Materie gibt. Der vorzüglich gestaltete Bilderteil illustriert nicht nur die Theorie, er könnte auch Anreiz geben, die Wunderwelt der Höhlen selbst zu entdecken.

M. Popp

Historischer Atlas von Bayern. Hrsg. von der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Teil Altbayern, Heft 34, 1975. Bearb. von Manfred Burkhard. XVI, 382 S., 4 Bildtafeln, 1 Kartenskizze, 1 Kartenbeilage. Brosch.

Der vorliegende Band in der Reihe „Historischer Atlas von Bayern“ erwuchs aus einer von der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilian-Universität angenommenen Dissertation mit dem sehr umfänglichen Titel „Adelige Herrschaften und bayerische Landesherrschaft als konkurrierende Mächte im Rodungsraum der nachmaligen Landgerichte Regen und Zwiesel und des Pfliegerichts Weißenstein, aufgezeigt insbesondere am Beispiel der Freiherrn von Degenberg und ihres vergeblichen Kampfes um volle Reichsunmittelbarkeit“. Diese primäre Wurzel der Arbeit, nämlich die Geschichte eines bayerischen Adelsgeschlechts aufzuzeigen, läßt sich über weite Strecken nicht verleugnen, was jedoch weder als Mangel empfunden noch hiermit kritisiert werden soll. Im Gegenteil, es ist sogar eine Bereicherung des üblichen Schemas dieser Schriftenreihe, die im besonderen der orts- und heimatgeschichtlich Interessierte, dem mit dem „Historischen Atlas“ eine Grundsatzforschung an die Hand gegeben ist, auf die er weiter aufbauen kann, dankbar begrüßt. Allerdings sei nicht verkannt, daß in dieser Konzeption ein immenses Pensum an Quellenarbeit steckt, die nicht immer geleistet werden kann oder will. Doch mit zwei Eigenheiten dieser Reihe, die auch schon öfter angesprochen worden sind, kann sich der Rezensent nicht befreunden. Da sind einmal die überdimensionierten Anmerkungen und zwar im reinen Textteil (daß sie bei der Aufschließung der einzelnen Orte zum Teil unumgebar sind, steht hier nicht zur Debatte). So besteht z. B. die S. 30 aus ganzen vier Zeilen Text, und zwei Anmerkungen, wobei eine davon 48 Zeilen in Petitdruck umfaßt. Und dies ist kein Einzelfall, ähnlich verhält es sich auf den S. 18, 37, 133, 180 u. ö. Entweder sind die Ausführungen evident, dann möge ihr Inhalt in den Text aufgenommen werden, ansonsten genügt doch eine saubere Zitierweise des Fundortes, aber nicht mit „a. a. O.“. Der zweite Punkt ist das mangelhafte Register. Der Bearbeiter weist in seinem Vorwort (S. VI) darauf hin, daß es ihm aus beruflichen Gründen nicht möglich war, dieses selbst zu erstellen, das ändert nichts an der Tatsache der Mangelhaftigkeit und daß es in früheren Bänden, in denen es der Verfasser fertigte, auch nicht besser war. Das bedauerliche hieran ist, daß dadurch viel Forschungsarbeit verloren geht; um hier einen konkreten Fall anzusprechen: auf S. 301 führt Burkhard aus, daß der Weiler Kohlplatz 1867 noch Frostloch genannt wurde, was im Register ebenso wenig aufscheint, wie die erst im vorigen Jahrhundert eingegangene Einöde Wies. Es wäre zu wünschen, wenn diese Kritik für die folgenden Bände als konstruktive Anregung aufgefaßt würde, damit der „Historische Atlas von Bayern“ mehr noch als bisher zum präzisen Werkzeug des Geschichtsforschers wird.

M. Popp

Schuster, Adolf Wolfgang: 1000 Jahre Floß. Zum Heimatfest 1976 des Marktes Floß im Oberpfälzer Wald. Verlag Marktgemeinde Floß 1976. 552 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Autor dieses wertvollen Heimatbuches ist der historisch erfahrene und zeitlich wie sachlich tiefdringende Heimatgeschichtsforscher Dr. jur. Adolf Wolfgang Schuster, Präsident des Landgerichtes Weiden, Sohn eines Weidener Postbeamten. Seine Leidenschaft ist Liebe zur Heimat und für die Heimatgeschichte opferte er uneigennützig

261

immer wieder Freizeit und Urlaub. Zahlreiche heimatgeschichtlich grundlegende Arbeiten der nördlichen Oberpfalz veröffentlichte er. Genannt seien nur „Verfassungsgeschichte der Stadt Weiden im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit“ in VHO 92 (1951) und „Die Gerichtsbarkeit im Landgerichtsbezirk Weiden seit 1800“ in Weidener Heimatkundliche Arbeiten Nr. 2 (1959).

Als Mitarbeiter in Schuster's neuestem Werk haben mitgewirkt: Pfr. Richard Bartmann (Katholische Kirchengeschichte von Floß), Pfr. Walter Hirschmann (Evang.-Luth. Kirchengeschichte Floß), Joseph Goldmann und Fred Lehner (Israelitische Kirchengeschichte), Josef Menner (Das Schulwesen des Marktes Floß), Fred Lehner und Ludwig Lindner (Ehrenbürger; der Markt Floß und seine Landgemeinden), Fred Lehner (Hausnamen im Markt Floß; Die neue Marktgemeinde Floß. Die Hauptnutzungs- und Kulturarten. Vereine und Genossenschaften), Albert Pröls (Standesamt Schönbrunn. Bürgermeister der früheren Flosser Landgemeinden. Geschichten von Bürgern, Wirten und Musikanten im alten Floß), Franz Pscheidt (Die Post), Erika Dönitz (Die Flosser Wirtschaft). Weitere Beiträge sind überschrieben: Kulturdenkmäler im Flosser Amt, Gesundheitswesen, Heimatfeste, Flosser Landsleute im Ausland.

In den ersten 302 Druckseiten beschrieb Adolf Schuster die Geschichte des Marktes Floß von der Frühzeit bis zur Erbauung des neuen Rathauses 1975. Da Ortsgeschichte nicht isoliert betrieben werden kann, wurde seine Marktgeschichte eine Geschichte des Amtes Floß, zu dem zahlreiche Dörfer der Umgebung gehörten. Genau zitiert und verarbeitet hat er einschlägige Quellen und Literatur.

In Wortlaut veröffentlicht er umfangreiche Archivalien und erläutert sie. Allein das Saalbuch von 1416/1440 umfaßt 13 Druckseiten, das von 1598 11 Druckseiten. Enthalten sind darin Originaltexte der Steuerrechnung von 1715, vom Jahre 1559 „Register deß Landvolcks So iedes recht zu flos zuerscheinen schuldig“, Ehehaftsprothocoll anno 1682, Originaltexte der Privilegien, Freiheitsbriefe, der Rathswahlen; Handwerkszünfte, Sorgen und Beschwerden, staatsrechtliche Verhältnisse um 1800 sind ausführlich dargelegt.

Erhalten sind exakte Originalaufzeichnungen über den 30jährigen Krieg. Auf den Druckseiten 169 bis 200 sind sie veröffentlicht. Diese Schadensaufstellungen erstrecken sich auf Floß und die Ortschaften des Flosser Amtes. Den Heimathistorikern bringen sie den zusätzlichen Gewinn, daß sie darin die Namen der damaligen Familien, den weggenommenen Hausrat, den damaligen Gulden-Wert erfahren von Kühen, Ochsen, Schafen, Pferden, Lämmern, Geißen, kupferner Seiher, kupferner Höllhafen, von Tischtüchern, von Oberbett, flachsenem Hemd, eingeschlagenen Fenster usw.

Vor Augen geführt werden uns die einstigen Familien und Häuser von Floß und der zum Amt gehörigen Dörfer; gar viele der Genannten leben in Abkömmlingen dort. Jeder Dorfgeschichtsforscher hat hier eine Fundgrube.

Floß und das Flosser Amt wechselten zu oft die Oberherrschaft; Verpfändungen über Verpfändungen unterlag es. Zeitweise gehörte das Flosser Amt den Grafen von Sulzbach, den Hohenstaufen, den niederbayerischen Herzogen. Es wurde dann Reichsgut, kam in den Besitz der Landgrafen von Leuchtenberg, an Böhmen und Sachsen, an die Burggrafen von Nürnberg, dann wieder an die niederbayerischen Herzöge und schließlich 1615 an die Herzöge von Neuburg an der Donau, und damit wurden sie endgültig bayerisch.

Erstmals ist Floß im Jahre 948 „ad Flozzun“ genannt. Damals hat hier ein bayerischer Herzog die Ungarn besiegt. Nach der neuesten wissenschaftlichen Literatur, die Schuster zitiert, fand diese Schlacht bei unserem Floß statt.

Farbig abgedruckt sind Karten des einstigen Flosser Amtes aus den Jahren um 1600 und 1650; beide umfassen zwei Druckseiten. Leider fehlt ein Register.

G. Völkl

Hanauer, Josef: Heimatbuch des Marktes Eslarn, ostoberpfälzischer Wald. 372 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Verlag Marktgemeinde Eslarn 1975.

Der Verfasser — Dr. theol. Hanauer, emeritierter Gymnasialprofessor in Regensburg — hat in mühevoller Kleinarbeit darin veröffentlicht, was er Wesentliches in Archiven und Bibliotheken über Eslarn und die Dörfer der Umgebung fand. Kritisch ging er dem nach, was bisher gedruckt über Eslarn vorlag. Er fand, daß quellenmäßig gar manches nicht stimmt, und berichtigte es. In umfangreichen Anmerkungen ist archiva-lisch alles belegt, was er veröffentlicht. Es ist auch beschrieben, wie Not und Elend die ständigen Begleiter der Bewohner des ost-oberpfälzischen Waldes bis heute sind.

Eingehend dargelegt sind Grundherren, bewilligte Freiheiten, die 1613 genehmigten Marktrechte, die zur Pfarrei Eslarn gehörenden Siedlungen, abgegangene Orte, Bevöl-kerungsentwicklung, Soziales, Gesundheitswesen, Landwirtschaft, Hammerwerk, Ver-einswesen, Wildpark, Kirche und Pfarrei, dann Brände, Kriege, Wolfsplogen.

Das Marktrecht bekam Eslarn offiziell 1613; es bestand aber schon einige Zeit vor-her. Genehmigt wurde da auch, den Markt mit „Mauern, Türmen und Toren“ zu ver-wehren. 114 Jahre vorher, anno 1499, erhielt Eslarn die Erlaubnis, einen Richter mit 12 Beisitzern aufzustellen. Kurfürst Philipp bestimmte da, daß für Rechtsauskünfte die Stadt Neunburg v. W. zuständig sei. Dort sollte die Gemeinde im Bedarfsfall ihren „aisch und urteil“ einholen; ebenso wurde sie angewiesen, die in Neunburg gültigen „elen, Gewicht und Maße“ zu verwenden. Diese für Eslarn überaus wichtigen Privile-gien sind im Buch in Faksimiles wiedergegeben; ihr Originaltext ist auch gedruckt zu lesen.

Eslarn wird erstmals um 1240 als *Eslaern* erwähnt. Der Ort liegt an der Altstraße von Auerbach nach Böhmen hinein. Der Ortsname selbst war bisher eine harte Nuß. Wissenschaftler — die Professoren Schwarz und Dachs — erklärten den Ortsnamen vom Sprachlichen her „bei den Eseltreibern“. Sie kümmerten sich aber nicht um die örtlichen Begebenheiten. Diese Auslegung befriedigte aber Hanauer nicht und so forschte er bei den Flurnamen nach und fand *Es, Ez* ist ein Weideplatz. Somit erklärt sich der Ortsname richtig als „bei den Siedlern am Weideplatz“. Dieser Weideplatz war eine berechtete Raststätte für Fernfahrer hinüber über die Grenze ins weite Nie-mandsland. Ihre Pferde ritten sie zur Schwemme in die nahe Roßtränk, einst ein Flur-name, später dann ein Weilername.

Dieses überaus fleißig und mit hervorragender Sachkenntnis bearbeitete und text-kritisch gesichtete Heimatbuch bildet eine wichtige Arbeitsgrundlage für den Heimat-geschichtsunterricht. Inhaltsverzeichnis, Orts- und Personenregister ergänzen es und erleichtern das Nachschlagen.

G. Völkl

Bedal, Konrad: Haus und Stadt. Bäuerliches Bauen in der Oberpfalz = Ober-pfälzer Kostbarkeiten hrsg. von Adolf J. Eichenseer. Verlag Friedrich Pustet Regens-burg 1975. 104 S. davon 32 Bildtafeln und zahlreiche Skizzen.

Zu Recht hat der Verfasser einleitend darauf hingewiesen, daß die Hausforschung im allgemeinen, in der Oberpfalz im besonderen stiefmütterlich behandelt wurde. Von sporadischen und punktuell gezielten Einzeluntersuchungen abgesehen (vgl. Literatur-verzeichnis auf S. 104) ist die mittlere Oberpfalz, was den Stand der Forschung be-trifft, noch weitgehend terra incognita. Sicherlich hat sie keine so repräsentativen For-men aufzuweisen wie etwa das bayerische Voralpenland oder der Schwarzwald, dage-gen ist sie „eine der vielgestaltigsten Hauslandschaften Bayerns“. An diesem Punkt wäre es wünschenswert gewesen, wenn Bedal die „Vielgestaltigkeit“ vor dem histori-schen Hintergrund gesehen hätte; die territoriale Aufspaltung in zahlreiche Herr-schaften (vgl. Bayerischer Geschichtsatlas hrsg. von M. Spindler, Redaktion G. Diepol-

der 1969 Karte 21) blieb mit Sicherheit nicht ohne Einfluß auch auf die Architektur, zumindest war sie mitverantwortlich für die dichte Besetzung des Landes mit Kleinstädten und Märkten. Jedoch ist nicht hoch genug einzuschätzen der Gedankenanstoß, den der Verfasser nicht zuletzt durch die ausgezeichnete Bilddokumentation gegeben hat: das Haus in der Landschaft zu sehen. Während in den Städten der Denkmalschutz im Denken Fuß gefaßt hat, wenn man hier um die Erhaltung jeden Zentimeters einer Fassade kämpft, feiert auf dem Lande die Zersiedelung noch fröhliche Urständ. Erinert sei hier an den von Oberlandeskonservator Dr. Gebeßler am 10. Dezember 1975 vor dem Historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg gehaltenen Vortrag, der schonungslos die Sünden wider die gewachsene Baulandschaft aufdeckte. Mit dem vorliegenden Band ist in Wort und Bild jedem volkskundlich Interessierten eine vorzügliche Anleitung an die Hand gegeben, Hausforschung zu betreiben und vielleicht im Suchen und Erkennen der alten, bodenständigen Bauformen sie vor ihrem Aussterben zu bewahren.

P. Mai

Die Urkunden des Kollegiatstifts St. Johann in Regensburg bis zum Jahre 1400. Bearb. von Matthias Thiel = Quellen und Erörterungen zur Bayerischen Geschichte, hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Neue Folge Band XXVIII / Erster Teil, 1975. 72*, 577 S., VIII Bildtafeln.

Wenn 1977 das Kollegiatstift St. Johann sein Jubiläum feiert, so ist ihm mit dem vorliegenden Urkundenband die vorzüglichste Dokumentation seiner 850- oder 750jährigen Geschichte an die Hand gegeben. Die Divergenz der Gründungsjahre ergibt sich aus der Tatsache, daß St. Johann als Regularstift konzipiert war, zu dessen Besetzung 1127 Kuno I. Augustinerchorherren, vermutlich aus Weltenburg, berufen haben soll. Jedoch von einer Gründungsurkunde ist, wie Thiel nachweisen konnte, in der gesamten Überlieferung des Stifts keine Spur anzutreffen (vgl. S. 1). Jedoch ist urkundlich gesichert, daß das Stift seit etwa dieser Zeit bestanden haben muß, wenn auch der Originalbestand des Stiftsarchivs für das 12. Jahrhundert äußerst dürftig ist; lediglich ein Schutzprivileg Papst Urbans III. von 1186 ist erhalten (vgl. Nr. 8). Die kopiale Überlieferung weist daraufhin, daß der Urkundenbestand mit Sicherheit umfangreicher war, die Meinung Backmunds allerdings, das Kollegiatkapitel habe im 13. Jahrhundert bewußt alle Urkunden zerstört, welche die frühere Zugehörigkeit zu einer Regel hätten beweisen können (vgl. N. Backmund, Die Chorherrenorden und ihre Stifte in Bayern, 124) weist Thiel mit Recht auf das Entschiedenste zurück. Die Vermutung, daß die Verluste auf Stadtbrände im ausgehenden 12. Jahrhundert zurückzuführen sind, liegt nahe, doch ist auch diese Lösung nicht recht befriedigend, denn, wie die seit dem 13. Jahrhundert so reich erhaltene Originalüberlieferung zeigt, hätte dann der verheerende Brand von 1273, der gerade den Dombezirk hart traf, St. Johann völlig unberührt gelassen. Man mag es für den Fortgang der Forschung bedauert haben, daß der bei weitem umfanglichere Teil des Archivmaterials bisher unerschlossen und damit auch unbekannt war (vgl. die prozentuale Aufschlüsselung auf S. 10*), die positive Kehrseite ist jedoch, daß nunmehr eine präzise, nach den modernsten editionstechnischen Erkenntnissen besorgte Herausgabe der Urkunden vorliegt. Daß hierbei manche Fehlinterpretation, die sich mangels Urkundenerschließung jedoch getreulich bis in die neueste Literatur erhalten hat, revidiert werden konnte, daß unsere Kenntnisse über amtierende Stiftspröpste und Stiftsdekane wesentlich erweitert wurden, da ihre Namen bislang überhaupt nicht bekannt waren, ist für jeden, der die bisher von M. Thiel mit einem Höchstmaß an Genauigkeit und Gründlichkeit herausgegebenen Quelleneditionen fast schon eine Selbstverständlichkeit. Der einzige Wunsch, der bei Benützung des vorliegenden Bandes geäußert werden will, ist, daß Teil II, als schon im Satz stehend ange-

kündigt, baldmöglichst im Druck erscheinen möge. Das in ihm enthaltene Gesamtregister würde die Benutzung von Teil I zwar nicht effizienter machen, aber wesentlich erleichtern und mit dem darin edierten Urbar des Kollegiatstiftes St. Johann einen bisher fast sträflich vernachlässigten Komplex Regensburger Kirchengeschichte erschließen.

P. Mai

Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg hrsg. von Georg Schwaiger und Josef Staber. Band 10: Der Regensburger Dom. Beiträge zu seiner Geschichte, hrsg. von Georg Schwaiger. Verlag des Vereins für Regensburger Bistums-geschichte 1976. 470 S., 90 Bildtafeln, 3 kartographische Beilagen und Skizzen im Textteil.

Bereits im Spätherbst 1975 ging durch verschiedene Presseorgane die Mitteilung, die Diözese Regensburg bereite zum 700jährigen Domjubiläum eine Festschrift vor, die von dem Münchener Kirchenhistoriker Prof. Dr. Georg Schwaiger als 10. Band der Schriftenreihe des Vereins für Regensburger Bistums-geschichte herausgegeben werde. Unter dem Titel „Der Regensburger Dom — Beiträge zu seiner Geschichte“ liegt sie nun vor, gewidmet Bischof Dr. Rudolf Graber zu seinem goldenen Priesterjubiläum. Schon die Vorankündigung ließ aufhorchen und die Domfestschrift mit Spannung erwarten, denn „zahlreiche historische und kunsthistorische Abhandlungen, u. a. zur Baugeschichte des Domes, zu seiner romanischen und vorgotischen Vorgeschichte, zu den Problemen der Barockisierung und Regotisierung und den Bischofsgrabmälern in der Kathedrale“ waren angekündigt. Das Ergebnis hat diese — mit Recht — hochgespannten Erwartungen nicht enttäuscht, vielmehr ist hier eine Gesamtdokumentation erstellt worden, die den Historiker gleichermaßen befriedigt wie den Kunsthistoriker.

Daß Regensburgs gotischer Dom, so wie er heute unser Stadtbild prägt, seine Vorläuferbauten hatte, daß spätestens seit der Bistumsorganisation durch den hl. Bonifatius im Jahre 739 eine Bischofskirche im Bau sein mußte, bedarf wohl keiner Erläuterung, nur wie und wo sind sie zu lokalisieren und rekonstruieren. Auf diese Fragen geht grundlegend der Aufsatz von Klaus Schwarz unter dem Titel „Archäologische Geschichtsforschung in frühen Regensburger Kirchen“ ein. Ausgehend von den Grabungsbefunden unter der Niedermünsterkirche geht K. Schwarz auf die verschiedenen vorgotischen Bauphasen des Domes St. Peter ein, die durch die Ausgrabungen in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts einigermaßen gesichert sind. Ein wertvoller Hinweis für künftige Wege der Vor- und Frühgeschichtsforschung könnte hier der Exkurs zu der Baugeschichte von St. Emmeram, Obermünster und der Alten Kapelle sein und der abschließende Satz sollte nicht überhört werden: „Aus dieser Vergangenheit lebt die Gegenwart, und auch die Zukunft wird es tun müssen, wenn sie nicht zum Knecht der Technik werden soll“.

Um das Problem, war Regensburg schon in vorrömischer Zeit ständiger Bischofssitz geht es Klaus Gamber in seinem Beitrag: „Der Kastenaltar im Alten Dom zu Regensburg, eine Confessio des Märtyrer-Bischofs Lupus“? Zugegebenermaßen, unsere Kenntnisse über antikes Christentum in Regensburg sind dürftig und wir besitzen kein so großartiges Dokument dieser Zeit für unser Gebiet, wie es die Vita des hl. Severin für das Land zwischen Passau und Wien darstellt und so müssen zwangsläufig alle Überlegungen, die sich an den Kastenaltar in der Stephanskapelle beim Dom halten, Hypothesen sein. Trotzdem, mit den Querverweisen zu Rom, Hildesheim und Cherchel in Nordafrika, ein interessanter Versuch, auch für Regensburg schon im 4./5. Jahrhundert einen Bischofssitz nachweisen zu wollen.

Auf historisch gesichertem Boden begeben wir uns mit dem Beitrag von Paul Mai „Bischof Leo Tundorfer — ein Regensburger Patriziersohn auf der Kathedra des hl. Wolfgang“. Anhand der erhaltenen Urkunden wird hier das Lebensbild jenes Bischofs

aufgezeichnet, in dessen Regierungszeit das einzig gesicherte Datum über den Baufortschritt des gotischen Domes im 13. Jahrhundert fällt: die Weihe des Sankt-Andreas-Altars am 30. Juni 1276. Jedoch, und dies kommt hier deutlich zum Ausdruck, der Dombau war bei allem persönlichen Engagement Bischof Leos nur Teil seines Episkopats, der von den staats- und kirchenpolitischen Ereignissen seiner Zeit weder überschattet wurde noch daß diese zu seinen Gunsten zurücktreten mußten.

Folgt man den Ausführungen Herbert Schindlers in seiner „Großen Bayerischen Kunstgeschichte“ so war die Regensburger Kathedrale ein Werk, das „aus Glaubbenseifer, kirchlichem Repräsentationswillen und Patrizierehrgeiz gewachsen ist“ und diesen Baufortgang von der Mitte des 13. Jahrhunderts über fast drei Jahrhunderte bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts zeichnet L. Altmann nach. Untrennbar mit dieser Bauepoche ist der Name der Familie Roritzer verbunden, die von Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum 30. Mai 1514 als Wolfgang Roritzer, der letzte Sproß der Familie öffentlich hingerichtet wurde, als Dombaumeister die Architektur bestimmte. Sehr instruktiv hierzu der Aufsatz von F. Diethauer, Die Roritzer als Dombaumeister zu Regensburg. Den Domkreuzgang mit seinen Kapellen und angrenzenden Bauten, wozu auch das Domvikargebäude am Bischofshof und das Mesnerhaus im Domgarten gerechnet werden, erläutert R. Strobel.

Gewissermaßen die Fortsetzung zu seinem bereits in Band 8 der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg liefert nun K. Gamber. Ging es in jenem um die frühmittelalterliche Liturgie wird nun auf die des Spätmittelalters am Vorabend der Reformation eingegangen, mit besonderer Betonung der Feier der Karwoche im Regensburger Dom, wobei aufgezeigt werden konnte, daß hier nicht, wie mancherorts, liturgische Spiele das gottesdienstliche Geschehen in den Hintergrund gedrängt haben.

Mancherlei Hemmnisse hatten den Dombau an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit zum Erliegen gebracht, die Einführung der Reformation 1542 war nur das letzte Glied in dieser Kette. Das wiedererwachte Interesse ist durch zwei Persönlichkeiten auf Regensburgs Bischofsstuhl gekennzeichnet, Albert IV. Graf von Törring und Franz Wilhelm von Wartenberg. „Bischof und Dom in der Schwedenzeit des Dreißigjährigen Krieges“, so überschreibt S. Federhofer einen Beitrag zur Geschichte des Domes und bringt dankenswerter Weise die in der Geschichtsschreibung meist zu negativ beurteilte Gestalt Bischof Alberts IV. in eine objektive Schau, denn trotz finanzieller Not und Kriegsgefahr ließ es sich Albert von Törring nicht nehmen, nach Kräften für die Kathedrale zu sorgen. Den Friedensschluß erlebte Albert IV. wohl noch, in den Genuß des Friedens aber kam er nicht mehr, dies war seinem Nachfolger im Amt, Franz Wilhelm von Wartenberg gegönnt, der ab 1649 mit Klugheit und Energie das Bistum Regensburg leitete. Diese zwölf Jahre seiner Regierung, die Stellung von Dom und Domkapitel in dieser Zeit vermittelt uns Georg Schwaiger wie auch den folgenden Artikel: „Das Erzbistum Regensburg unter Carl Theodor von Dalberg (1803—1817)“. Es ist nicht das erstmal, daß Schwaiger auch im Rahmen dieser Publikationsreihe die im Spiegel der Geschichte schillernde Persönlichkeit Dalbergs analysiert, aber es ist hier wie dort sein großes Verdienst, den letzten Kurierkanzler des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in seine Zeit zu stellen und in seiner Zeit zu beurteilen.

Jede Zeit brachte ihre ästhetischen und künstlerischen Vorstellungen in den Dom ein, von der Barockausstattung bis zur Restauration unter König Ludwig I. von Bayern (1827—1839) über jene Zeit, die den Dom wieder in seine „reine gotische“ Form zurückführen wollte unterrichtet V. Loers. Von hier aus ist es nur ein Schritt, den der Kathedrale seit dem 16. Jahrhundert anhaftenden Makel beseitigen zu wollen: die unvollendeten Türme. Ein Beitrag von S. Raasch beschreibt dieses Unternehmen, das auf Initiative von Regensburgs Bischof Ignatius v. Senestréy und mit kräftiger Unterstützung der Regierung seinen glücklichen Abschluß fand.

Über die Geschichte des Regensburger Domschatzes handelt der folgende Beitrag von K. Hubel, ein interessantes Excerpt des großen Domschatzkatalogs, der zu Beginn der Domfestwoche im Sommer diesen Jahres im Druck erschienen ist. Vom selben Autor

folgt eine Darstellung der „Funktion und Geschichte des Hochaltars im Regensburger Dom“ mit sehr instruktiven Rekonstruktionen der ursprünglichen Confessio-Anlage unter dem Hochaltar.

In Gesamtschau darf man die Beiträge von K. Hausberger über „die Grablegen der Bischöfe von Regensburg“ und J. Mayerhofer über „Die Bischofsgrabmäler im Regensburger Dom“ sehen. Dem historischen Abriß, wo Regensburgs Oberhirten ihre Begräbnisstätte fanden folgt die detaillierte Inventarisierung aller noch im Dom erhaltenen Bischofsgräber.

Den Dom als christliche Mitte des Bistums zu sehen, verhelfen die Beiträge von P. Mai und A. Scharnagl mit den Themen: „Bruderschaften und Benefizien am Regensburger Dom“ und „Beiträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche“. Wenn die Vita des hl. Wolfgang berichtet, daß er nach seiner Investitur mit jubelndem Gesang in seiner Bischofsstadt Regensburg begrüßt wurde und andererseits die, wenn auch quellenmäßig nicht zu belegende Überlieferung es will, daß derselbe heilige Bischof die ersten Bruderschaften gründete, so wird hiermit doch die enge Bindung religiösen Lebens an die Domkirche dokumentiert.

Der Dom als Bauwerk, das denkmalschützerisch zu erhalten es gilt, wird schließlich von R. Triebe angesprochen, wenn über die staatliche Dombauhütte in Regensburg“ und ihre Aufgaben referiert wird.

Der vorliegende Band der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg wird über das Jubiläumjahr hinaus eine bleibende Dokumentation der Geschichte des Regensburger Doms sein.

M. Popp

Hahn, Wolfgang: Moneta Radasponensis. Bayerns Münzprägung im 9., 10. und 11. Jahrhundert. Verlag Klinkhardt & Biermann, Braunschweig 1976. 151 S., 41 Bildtafeln und zahlreiche Abbildungen im Textteil.

Die Münze als Objekt des Sammelns und Betrachtens faszinierte schon seit Jahrhunderten die Menschen. Die „Münzbelustigung“, so auch der Titel zahlreicher älterer numismatischer Sammelwerke, hatte schon im 16. Jahrhundert ihre Freunde. Daß die Münze aber, und zwar aus den gleichen Gründen wie für die Geschichte der Antike, auch im früh- und hochmittelalterlichen Zeitraum die fehlende oder spärliche schriftliche Überlieferung ersetzen muß und kann, daß sie die Chronologie, die Personengeschichte, die Rechts- und politische Geschichte, im besonderen aber die Wirtschaftsgeschichte des 8.—13. Jahrhunderts dokumentiert, ist ein vergleichsweise junger Forschungszweig der Münzkunde. Vielleicht liegt es an der mühseligen Kleinarbeit der Materialaufnahme, daß fast ein Jahrhundert verging, seit der früheste Abschnitt der bayerischen Münzgeschichte einer numismatischen Darstellung gewürdigt wurde. Zwischen 1876 und 1905 (Nachdruck 1967) erschien H. Dannenbergs bekanntes Werk „Die Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit“, das heute noch als „Materialfundgrube“ anzusehen ist, jedoch hat seitdem sowohl die Methodik als auch die Materialaufnahme in der numismatischen Forschung so weitgehende Fortschritte gemacht, daß es keiner Rechtfertigung einer Neubearbeitung dieses Gebietes bedarf. Die „Moneta Radasponensis“, die Münzen des Regensburger Schlates als Ausgangspunkt der Untersuchungen zu nehmen, ist das große Verdienst der vorliegenden Monographie, denn erst das Aufkommen des regionalen Pfennigs um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert setzte dem einheitlichen bayerischen Typ nach dem Regensburger Schlag ein Ende. Darüber hinaus sei aber auch nicht vergessen, daß die Regensburger Münze in den Nachbarländern, insbesondere in Böhmen ihre Nachahmung gefunden hat. Wenn die vorliegende Arbeit auch in erster Linie ein Sach- und Fachbuch für den Numismatiker ist, so ist sie doch ebenso prall gefüllt mit Informationen für den Historiker, der sich bei der Interpretation von Urkunden immer wieder mit der Problematik des hochmittelalterlichen Münz-

wesens konfrontiert sieht. Von besonderem Interesse dürften für ihn die Kapitel Münzrecht, Münzstätten (ein Kapitel, das durch eine Landkarte auf S. 20 mit Verzeichnung der Münzstätten und Münzfunde sehr instruktiv ergänzt wird) und Metrologie und Metallurgisches sein, denn gerade in letzteres schließt sich ja auch die Frage nach dem mittelalterlichen Währungssystem ein. Die temporären Gewichtsschwankungen der Münzen nach Prägezeit, Münzherr und Münzstätte veranschaulicht auf einen Blick die Gewichtstabelle auf S. 47. Von besonderem Gewinn wird für den Wirtschaftshistoriker die äußerst sorgfältige Zusammenstellung der Fundverbreitung Regensburger Münzen sein, wobei deutlich zutage tritt — wie auch im Textteil ausgeführt — daß die ältere Literatur das Einströmen in den Nordosthandel zu stark überbewertet hat und damit zu voreiligen und falschen Schlüssen über Ausmaß und Intensität des Fernhandels gelangte. Einen interessanten Aspekt der Personen-Namensforschung eröffnet die Übersicht der Münzmeister, deren Auftreten auf bayerischen Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts im mitteleuropäischen Raum eine einmalige Erscheinung ist. Dem hervorragend gearbeiteten Bildteil, der alle hier besprochenen Münzen der Regensburger Münzstätte und der nach ihrem Münzschlag arbeitenden Nebenmünzstätten behandelt, steht der beschreibende Katalogteil voran, der für jeden, dem sich in der Lesung der Legenden Schwierigkeiten bieten, eine wertvolle Hilfe ist. Notwendig und nützlich, aber nicht gerade einfach zu gebrauchen sind die Konkordanzanzen zur älteren Literatur. Wenn der Verfasser das Endziel seiner numismatischen Forschungen, das Stempelcorpusprojekt, der Zukunft anheimstellt, so muß festgehalten werden, daß es Hahn durch die umfassende und sorgfältige Aufarbeitung des Münzmaterials von Sammlungen unterschiedlichster Größenordnungen gerade für die Zeit vor 1025 gelungen ist, dieses Fernziel nahezu zu erreichen. Im ganzen gesehen ist mit der vorliegenden Monographie nicht nur dem Numismatiker und dem Münzsammler ein wertvolles Hilfsmittel an die Hand gegeben, sie ist weit darüber hinaus ein wertvoller Beitrag zur Grundlagenforschung der bayerischen Geschichte von den letzten Karolingern bis zu Heinrich IV.

M. Popp

Historische Atlas von Bayern Hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte. Teil Altbayern, Heft 41, Regensburg I, Das Landgericht Stadtamhof, die Reichsherrschaften Donaustauf und Wörth. Bearb. von Diethard Schmid. XX, 352 S., 7 Bildtafeln, 1 Kartenbeilage. Brosch.

„Herrschaftsbildende Kräfte im Raum Regensburg, dargestellt am ehemaligen Landgericht Stadtamhof, den Reichsherrschaften Donaustauf und Wörth“, unter diesem Titel hat die Philosophische Fakultät der Universität München im Sommersemester 1972 eine Dissertation angenommen, die nun in überarbeiteter Fassung und erweitert um das Kapitel 6 „Der Untersuchungsraum als Bestandteil des modernen bayerischen Staates“ als Heft 41 der Reihe Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern vorliegt. Wie der Verfasser in seiner Vorbemerkung es ausdrückt, fühlte er sich der Arbeitsweise des Historischen Atlas verpflichtet, doch darüber hinaus wollte er, um den Gegebenheiten des Raumes gerecht zu werden, vergleichende Herrschaftsgeschichte betreiben und sah als Ziel der Arbeit „das Aufzeigen der Wechselwirkung zwischen Stadt und Umland“. Für dieses Konzept hat sich nun Schmid einen Raum gewählt der an Komplexität aber auch Vielschichtigkeit kaum zu überbieten ist, was die Kontinuität in Besiedlung, Wirtschaftsge-
schichte und Herrschaftsstruktur betrifft. Sicher war es ein langgehegter Wunsch der Landesforschung, das vorhandene Quellenmaterial in der Methode des Historischen Atlas aufzubereiten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, aber ebenso sicher war es die oben angedeutete Problematik, die das Vorhaben hinauszögerte. Umso mehr ist der Mut zu bewundern, den Raum Regensburg in Angriff zu nehmen und dem Bearbeiter des vorliegenden Bandes für das Ergebnis seiner Bemühungen zu danken. Denn im Ganzen gesehen ist es eine sehr gründliche Arbeit, die auch in den Details —

wie z. B. das sonst oftmals bedauerlicherweise zu beanstandende Register — kaum Wünsche offenläßt. Vermutlich war es nur ein Versehen des Verfassers, das unveröffentlichte Manuskript von Th. Ried zum Cod. Chron. Dipl. Teil 3 dem Archiv des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg zuzuordnen; leider ist dieses nicht der glückliche Besitzer sondern vielmehr die Staatliche Bibliothek Regensburg (dies nur angemerkt, um divergierende Zitierweise in der übrigen Literatur auszugleichen). Ohne Zweifel hätte es die Arbeit abgerundet, wenn der Verfasser auch das Bischöfliche Zentralarchiv Regensburg eingesehen hätte. Gerade der als Depositum eingebrachte Bestand des Kollegiatstiftes St. Johann hätte mit den Katasterausügen noch manches zur Klärung der Besitzverhältnisse beitragen können. Diese Hinweise wollen keineswegs den Wert des vorliegenden Bandes mindern, sondern dazu anregen, künftig Archive auch wenn nur auf Verdacht hin zu durchforsten, die Möglichkeit etwas zu übersehen ist größer als jene nicht fündig zu werden.

M. Popp

Regensburger Almanach 1976, hrsg. von Josef Ernstberger in Zusammenarbeit mit den Autoren der einzelnen Beiträge. Walhalla und Praetoria Verlag Regensburg. 216 S. mit zahlreichen Bildtafeln.

Wie es im Vorwort heißt, „scheint der Regensburger Almanach einen Stamplatz im Bewußtsein der heimatliebenden Bürger zu gewinnen“, nachdem schon die vorausgehende Ausgabe „von einem zahlenmäßig beachtlichen Leserkreis erwartet und freundlicher als jemals aufgenommen worden war“. Nun was die Qualität der Beiträge und der Aufmachung betrifft, steht nichts im Wege, daß sich der Interessenkreis mit dem neuen Band noch vergrößern wird. Eine wohlabgewogene Mischung aus Information und Unterhaltung wird hier dem Leser geboten. Begrüßenswert ist, daß verschiedene Beiträge über das Weichbild der Stadt hinausgreifen; so mag sich schon mancher die Frage gestellt haben „der Bezirk, was ist er, was tut er?“ Unter derselben Überschrift erhält er nun hier erschöpfend Auskunft. Oder wer denkt, wenn er auf der Autobahn von Regensburg nach Nürnberg braust über die historische Entwicklung von Beratzhausen nach, seine einstige Bedeutung als Wegestützpunkt und die Integration in die moderne Infrastruktur. Ebenso angesprochen sind die Sorgen und Erwartungen der ostbayerischen Wirtschaft. Der historische Bogen der Beiträge spannt sich von der bairischen Frühzeit bis in die Gegenwart Regensburgs als moderner Großstadt. Ein ebenso komplexes als vielschichtiges Thema, wie es Baiern unter den agilolfingischen Herzögen darstellt, auf wenige Seiten zu komprimieren zwingt zu Vereinfachung und diese zieht fast zwangsläufig die Gefahr nach sich zu Verallgemeinern, was auch hier nicht ganz umgangen wurde. Außerdem scheint dem Verfasser ein Schreib- oder Lesefehler unterlaufen zu sein, die jüngste Forschung hat nie behauptet, der hl. Emmeram sei einer heidnischen Reaktion zum Opfer gefallen, weit eher vermutet man dahinter eine massive Hofintrige. Das vorzügliche Gegenbeispiel wie man auf knappem Raum trotzdem wissenschaftlich exakt arbeiten kann, ist der Beitrag Obermünster-Diözesanzentrum, der einen klaren Abriß der Geschichte des ehemaligen freien Reichsstiftes Obermünster bringt, von der Frühzeit über die Säkularisation bis in unsere Tage, in denen die Gebäude ihrer neuen Bestimmung als Diözesanzentrum zugeführt wurden. Informativ und sachlich, bis in die Bildunterschriften auch „Regensburg ist alt und neu zugleich“, ein Beitrag zur Bauplanung und Altstadtsanierung der Stadt. Wohlweislich hat man bei der Abbildung der sanierten Häuser in der Metzbergasse das Beiwort „gelungen“ weggelassen, denn was ist daraus geworden? Ein langweiliger Fassadenzug ohne jedes Flair. Aufsätze über das Jubiläum der Brauerei Bischofshof, den Hochwasserschutz und die Bundesbahndirektion, Erläuterungen zu Flur- und Ortsnamen, Albert Lamoral Fürst von Thurn und Taxis — ein Stück Geschichte in Episoden, dazu alte und neue heimatliche Berufe in Bildern, unsere Bauern-

bühne, die Laudatio auf den Journalisten Werner A. Widmann samt einer Story aus der Feder des Geehrten, ein Gedicht auf den Domgarten und schließlich die Chronik der Jahre 1974/75 runden den Band ab. Zum Schluß eine Frage an die für die Ausgabe des kommenden Bandes Verantwortlichen: ist es wirklich unerlässlich, die Mitarbeiter mit Bild und kurzem Lebenslauf vorzustellen, was ich den weiblichen Autoren gegenüber nicht einmal als sehr charmant empfinde; ein Jahrbuch unserer Stadt sollte nicht die Ambition zu einem Gelehrtenkalender entwickeln.

M. Popp

750 Jahre St. Katharinenhospital Regensburg, hrsg. von der St. Katharinenhospital-Verwaltung, Regensburg zum Anlaß des 750jährigen Bestehens. 76 S. mit zahlreichen Abb.

Wenn eine soziale Einrichtung, wie sie das Katharinenhospital darstellt, über alle Wechselfälle der Geschichte hinweg sich 750 Jahre lang in Struktur und Verwaltung kontinuierlich erhalten hat und gleichzeitig das Gedächtnis an den Stifter des Spitals, Bischof Konrad IV. von Regensburg, der vor 750 Jahren starb, begangen werden kann, so ist dies in der Tat Anlaß, ein Jubiläum zu feiern. Eine Festschrift herauszugeben, die über den Tag hinaus an dieses Ereignis erinnert, ist legitim, denn weit nichtigere Anlässe haben eine wahre Lawine von Festschriften ins Rollen gebracht, doch nicht wenige davon sind — und das sei hier einmal festgehalten — schlicht aufgemacht, aber wissenschaftlich exakt erarbeitet. Leider trifft dieses Kriterium auf die vorliegende Festschrift nicht zu. Es ist bedauerlich, um nicht zu sagen unverständlich, daß nur zwei Autoren sich in die immense Arbeit der Sichtung und Interpretation des mehr als reichlich vorhandenen Quellenmaterials teilten, mit der fast zwangsläufigen Folge, daß ihre Ausführungen an der Oberfläche haften blieben, ohne wissenschaftlichen Tiefgang sind. Für zwei der insgesamt acht Beiträge zeichnet Emmeram Ritter verantwortlich: „Entwicklung des caritativen Wirkens der Kirche in Bayern“ und „Die Entstehung des Katharinenospitals im Widerstreit der Meinungen“. Nun was den erstgenannten Artikel betrifft, sollte dieser wohl die Tendenz eines Grundsatzreferates haben, doch fragt man sich, wo die Grundsätzlichkeit bzw. die Verarbeitung neuester Forschungsergebnisse bleibt, wenn er im Wesentlichen ein Exzerpt aus M. Buchberger, Die Kulturarbeit der katholischen Kirche in Bayern, erschienen 1920, Eineinhalb Jahrtausend kirchliche Kulturarbeit in Bayern, erschienen 1950 von demselben Verfasser, und aus den Bänden I mit III der Kirchengeschichte Bayerns von Romuald Bauerreiss ist. Oder sollten die neuen Erkenntnisse darin liegen, daß es plötzlich unter den agilolfingischen Herzögen einen „Theodor“ gibt, dieweilen sonst dieser Name eindeutig in die barocke Kurfürstenzeit weist. Es ist anerkennenswert, daß neben Buchberger und Bauerreiss auch die Bavaria Sancta, hrsg. von G. Schwaiger, in Zusammenhang mit dem hl. Rupert zitiert wird, unerfindlich bleibt, weshalb der Autor des diesbezüglichen Beitrags, Josef Wodka, verschwiegen wird, und noch unerfindlicher ist, aus welchen Passagen die sichere Aussage genommen ist, Rupert sei im Jahre 696 als Wanderbischof nach Bayern gekommen, um den Bayernherzog zu taufen, aus der Bavaria Sancta stammen sie jedenfalls nicht. Zu Dank würde sich der Leser auch verpflichtet fühlen, wenn eine Belegstelle für die exakt aufgeführten Regierungsjahre der Agilolfingerherzöge Odilo und Tassilo II. angegeben wäre, die keineswegs so gesichert sind wie etwa jene König Ludwigs VII. von Frankreich, König Konrads III. oder gar Kaiser Friedrichs I., die man sich bemüßigt fühlte nach Grotefend zu zitieren. Nichts gegen H. Grotefend, dessen Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit das unentbehrliche Hilfsmittel jedes Historikers zur Auflösung von Datierungen ist, zum Beleg für Regierungsjahre von Kaisern und Königen oder den Pontifikatsjahren der Päpste müßte schon auf diesbezügliche Standardwerke zurückgegriffen werden. Zu dem zweiten Aufsatz Ritters wäre zu sagen, daß er wesentlich eine geraffte Darstellung der

Kreuzzugsbewegung und der aus ihr resultierenden Spitalorden ist, der Titel verspricht weit mehr. Abgesehen von den schon eingangs erwähnten Mängeln in der Zitierweise, sei hier auf die durchgängig zu beobachtende Lässigkeit im Gebrauch von feststehenden termini technici hingewiesen; Diplom ist der Fachausdruck für eine in feierlicher Form ausgestellte Kaiser- oder Königsurkunde, ein Domvogt kann ein solches nicht ausstellen (vgl. S. 23).

Mit sechs Beiträgen und der Schriftleitung trug die Hauptlast an der textlichen Gestaltung der Festschrift Adolfine Treiber. Doch ist dies keine Entschuldigung für die Ignoranz der jüngsten Forschungsergebnisse. So hätte der Passus im Vorwort „Obwohl manche Fragen, welche die bisherige Literatur offen ließ, geklärt werden konnten“ glatt entfallen können, denn was man glaubte hier geklärt zu haben, hat schon seine mustergültige Darstellung in der 1971 fertiggestellten Diplomarbeit von Kaplan Alois Möstl gefunden, die jederzeit im BZAR einzusehen gewesen wäre. Statt dessen wurde immer wieder auf die längst überholte Dissertation von B. Sahliger, „Verfassung und Verwaltung des St. Katharinenospitals“ aus dem Jahre 1956 zurückgegriffen. Bei diesem Interesse am Fortgang der Wissenschaft verwundert es auch nicht, daß bezüglich des zitierten Pfarrenverzeichnisses (S. 28 mit Anm. 13) die Arbeit von W. Fink aus dem Jahre 1953 beigezogen wird, dessen zeitliche Einreihung auf 1286 sich seit den jüngsten Untersuchungen von P. Mai (Die Pfarrenverzeichnisse des Bistums Regensburg aus dem 14. Jahrhundert, in: VO 110, 1970, 7—33) nicht mehr halten läßt. So kann es auch nicht wundern, daß die von Bischof Nikolaus 1315 und 1316 verfügten Reformen nur nach F. Janner „Geschichte der Bischöfe von Regensburg“ Bd. 3 erschienen 1886, zitiert wurden, was umso unverständlicher ist, als die Originalurkunde zu 1316 November 11 sich im Archiv des Katharinenospitals befindet und jene zu 1315 Dezember 1 bei Ried abgedruckt ist. Die Reformbestimmungen von 1326 September 22 (Druck: Das Handbuch der Kanzlei des Bischofs Nikolaus von Regensburg, bearb. von M. Popp = QE NF XXV, 1972, Nr. 85) wurden gänzlich außer Acht gelassen. Es ist durchaus anerkennenswert, wenn man sich vornehmlich auf Archivalien stützt, die im Besitz jener Institution sind, über deren historische Entwicklung man seine Beiträge liefert, doch sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht den Blick für Wesentliches trüben: so hätten zu dem Kapitel „Die Spitalinsassen und deren Betreuung“ unabdingbar die in einer Abschrift des Albert Schwentner vom Jahre 1489 erhaltenen Statuten Bischof Sigfrieds, Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek cgm 7867 herangezogen werden müssen. Daß landschaftlich bedingte Sprachgewohnheiten sich im Druck störend auswirken, wie die konstante Schreibweise „Probst“ statt „Propst“ (aus der Ableitung von praepositus bedeutet die Orthographie für den Humanisten ja keine Schwierigkeit, ansonsten genügt ein Blick in den Duden „Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter“, um sich über die offizielle Schreibweise zu informieren) sei nur am Rande vermerkt. Was weit mehr überrascht ist der im Vorwort hergestellte Bezug zu Franz von Assisi. Für den unbefangenen und mit der Materie nicht vertrauten Leser muß sich aus dem gezielten Hinweis auf zufällige Übereinstimmungen von Daten (vgl. S. 9) die Vorstellung entwickeln, das Katharinenhospital hätte sich an der franziskanischen Ordensregel orientiert. Hier zeigt sich deutlich das Versäumnis, die schon erwähnte Diplomarbeit von A. Möstl eingesehen zu haben. In ihr ist auf S. 66, quellenmäßig belegt, ausgeführt: „Neben dieser sog. zweiten Augustinusregel, die als Rahmengesetz diente, hatte das Katharinenhospital noch für seine besonderen Zwecke über diese allgemeinen, nur das religiöse Leben betreffenden Anweisungen der Regel hinausgehende Statuten spezieller Art ... Das Katharinenhospital bildete also sozusagen einen eigenen Orden für sich, gehörte aber einem größeren Orden nicht an“, und weiter heißt es „die Augustinusregel des Spitalkonvents ist mehrmals bezeugt, ebenso eine Bruder- und Schwesternschaft, die danach lebte“. Entweder wollte die Verfasserin des Vorworts dem Franziskusjahr ihre Referenz erweisen oder es wurden schlicht zwei völlig divergierende Ordensregeln durcheinander gebracht.

Abschließend noch ein Wort zur graphischen Gestaltung. Ganz offensichtlich wurde

es einem Team übergeben, das sich vorzüglich auf Werbung versteht, aber noch nie etwas mit einer Festschrift zu tun hatte, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt. So hätten die Aufnahmen auf S. 72—75 ruhig entfallen können, denn sie sind einfach „Biergarten-Reklame“, ohne Bezug zu der historischen Institution des Spitals. Weshalb man die Spitalansicht (S. 62—63) nicht mittig brachte, sondern nach links verschoben, obwohl das Original einen Mittelknick aufweist, läßt sich wohl nur mit Modernismus um jeden Preis erklären, wobei die umgeknickten Eselsohren wiederum hohes Alter demonstrieren sollten. Einerseits halbe Seiten verschwenden (z. B. S. 29, 35, 59, 60, 70) andererseits eine Vielzahl von Einzelaufnahmen lieblos auf einer Seite zusammenzupressen gehört wohl auch zum modernen „lay out“. Man hätte sich auch ein spezifischeres Titelbild wünschen können als die Plica einer Urkunde — über deren Bedeutung sowieso nur der Fachmann Bescheid weiß — mit zwei Siegeln, wobei das dritte, sehr wesentliche, aus Platzmangel nicht erscheinen konnte, doch über Geschmack läßt sich nicht streiten; kein Platzmangel hätte geherrscht, S. 42 auch die Spitalmeister Karl Pongratz (1892—1901) und Michael Brandl (1901—1924) abzubilden, und mit Sicherheit wäre die Dokumentation des derzeitigen Spitalmeisters Ludwig Knauer dadurch nicht beeinträchtigt worden.

Man fragt sich, was wollte die Festschrift? Populär sein, wie der Bildteil sich gibt, dann ging der Textteil daran vorbei; oder wissenschaftlich, dann sind die Beiträge nicht exakt genug erarbeitet. So bleibt der schale Geschmack einer unbefriedigenden Mischung zurück. Schade, denn hier wurde eine Chance vertan, einem in der Geschichte nahezu einmaligen Phänomen die ihr gebührende Würdigung zuteil werden zu lassen.

W. Gegenfurtner